

Barbara Martina Strebek

JEDER STADT



Ulrike Helmer Verlag | Roman

Barbara Martina Strebel

Jederstadt

Roman

ULRIKE **HELMER** VERLAG

Für meinen Vater

Prolog

Jagotin, Ukraine, Oktober 1941

Auf dem Schulgelände ist es dunkel. Nur aus einem Klassenzimmer, in dem sie vor wenigen Monaten noch eine Schar aufgeweckter Primarschüler unterrichtet hat, dringt schwaches Licht nach draußen. Es stammt von der nackten Glühbirne, die in der Mitte des Raumes baumelt. Die Besatzer haben das Lehrerpult unter die Lampe geschoben, was dem Schulzimmer den Anschein einer Amtsstube verleiht. Davon abgesehen, ist der Raum leer. Von der Lenin-Ecke, die sie mit den Kindern eingerichtet hatte, zeugt nur noch ein Häufchen Asche. Selbst die Wände sind kahl. Die Karte des Sowjetreichs und die Schautafel mit dem kyrillischen Alphabet sind verschwunden, die anatomischen Zeichnungen ebenso. Nur an der Wand neben der Tür hängt noch ein Fetzen Papier, auf dem die Hälfte eines Oberschenkels erkennbar ist.

Der Mann, dessentwegen man sie hergebracht hat, kauert in der Ecke und brabbelt Unverständliches vor sich hin. Sein Kopf zuckt hin und her, schnellt in die Höhe, fällt ihm wieder zwischen die Arme, mit denen er die Knie umklammert hält. Sein dunkles Haar ist schweißverklebt. Die Augen hinter den kreisrunden Brillengläsern sind weit geöffnet und doch blind für das, was um ihn herum vorgeht. Er scheint weder die jungen Männer zu sehen, hinter denen sie ins Zimmer tritt, noch den alten Herrn, der neben ihm steht und leise auf ihn einredet. Es ist Doktor Kutjenko, der einzige Arzt, der dem Städtchen verblieben ist, seit sein russischer Kollege von den Deutschen in die Flucht getrieben und der jüdische von ihnen verhaftet worden ist. Der Mann in der Ecke versteht augenscheinlich kein Wort. Er ist wie die meisten

deutschen Soldaten weder des Ukrainischen noch des Russischen mächtig. Kutyenko dagegen spricht neben Ukrainisch und Russisch noch jenes altertümliche Französisch, das die herrschende Klasse im Zarenreich pflegte, aber kein Deutsch. Jedenfalls nicht mehr als die paar Brocken, die alle sofort gelernt haben, nachdem die Wehrmacht einmarschiert ist.

Sie fragt sich, warum die jungen Männer - zwei ukrainische Hilfswillige, die das Schulgelände im Auftrag der Besatzer bewachen - den deutschen Soldaten nicht einfach zu seinem Stabsarzt gebracht haben. Beim Nähergehen nimmt sie den Geruch wahr, und sie begreift: Der Deutsche hat sich eingenässt wie ein Kind, das etwas Schlimmes geträumt hat, oder wie ein Geisteskranker, der seine natürlichen Bedürfnisse nicht kontrollieren kann.

Die Ukrainer fürchten, ihn zu beschämen.

Zumal er Offiziersrang bekleidet.

So viel wird ihr klar, als die Burschen ihn unterwürfig grüßen. Sie reden ihn mit »Herr Obersturmführer« an, ein Rang, von dem sie noch nie gehört hat. Das veranlasst sie dazu, die Uniform des Deutschen genauer zu studieren. Sie hat dieselbe schmutziggraue Farbe wie die Uniformen der Wehrmachtssoldaten, mit denen sie bisher zu tun gehabt hat, doch die Schulterstücke und Kragenspiegel sind ihr unbekannt. Auch das Abzeichen, welches der Mann am linken Unterarm trägt - eine schwarze Raute, in die mit Silberfaden die Buchstaben S und D eingestickt sind -, ist ihr noch nie begegnet.

Was die Buchstaben bedeuten, weiß sie allerdings sehr wohl.

Der Deutsche gehört den Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes an, die dem berüchtigten Reichsführer SS, Heinrich Himmler, unterstehen. Erst vor wenigen Tagen sind sie in die Stadt eingerückt, doch ihr Ruf ist ihnen vorausgeeilt. In Jagotin weiß jedes Kind, was es mit diesen Einsatzgruppen auf sich

hat. Sie sollen vollenden, was die Wehrmacht begann, und die besetzten Gebiete von allem säubern, was die Besatzer fürchten: Partisanen, Parteikadern, Juden.

Vor allem Juden.

Sie hat gehört, was Himmlers Schergen den Juden andernorts in der Ukraine angetan haben. Bei der Schlucht von Babi Jar, in der Nähe von Kiew, sollen sie innerhalb von zwei Tagen mehr als dreißigtausend jüdische Männer, Frauen und Kinder erschossen haben, einen nach dem andern, bis die Schlucht randvoll gewesen ist mit Leichen.

Sie glaubt nicht, dass die Zahl stimmt. Man bräuchte eine Maschine, um so viele Menschen in so kurzer Zeit hinzurichten.

Aber selbst wenn es deutlich weniger gewesen sein sollten, hätte ein solches Mordkommando mit Sicherheit ausgereicht, einen Menschen daran irrewerden zu lassen.

Der jüdische Arzt hätte Deutsch gekonnt, geht es ihr durch den Kopf, während sie neben Kutjenko tritt und ihn auf Russisch begrüßt.

Der Doktor grüßt nicht zurück. »Wenn Sie dem Patienten bitte erklären, wer ich bin. Ich würde ihn gern untersuchen«, sagt er stattdessen auf Ukrainisch, wobei er tunlichst vermeidet, ihr in die Augen zu schauen.

Mit einem Anflug von Verunsicherung wird ihr bewusst, dass sie keine Ahnung hat, wie der alte Arzt zu den Deutschen steht. Zwar kann sie sich nicht vorstellen, dass er zu den Leuten zählt, die nach der überstürzten Flucht der Sowjetbehörden freudentrunken durch die Straßen zogen, um die Stalin-Plakate von den Wänden zu reißen und die Lenin-Statue von ihrem Sockel zu stürzen. Aber das muss nichts heißen. Nicht jeder, der den deutschen Einmarsch begrüßte, hat dies öffentlich kundgetan.

Man weiß ja nie, wann das Blatt sich wieder wendet.

»Herr Obersturmführer?«

Sie muss die Anrede mehrmals wiederholen, bevor der Deutsche den Kopf hebt und ihr das Gesicht zudreht. Er hat

Augenringe, so schwarz wie die Nacht, die hinter den Fenstern lauert, und auf seinen eingefallenen Wangen liegt der Schatten eines Bartes. Der Gestank, der seiner Uniform entsteigt, ist so stechend, dass sie beinahe würgen muss.

Während er sie durch seine verschmierten Brillengläser anstarrt, übersetzt sie ihm die Sätze, die Doktor Kutjenko ihr vorsagt. Sie hat nicht den Eindruck, dass er versteht, obwohl sie betont langsam spricht.

»Wenn Sie versuchen würden, aufzustehen.«

Der Mann rührt sich nicht von der Stelle.

Sie wechselt einen Blick mit Kutjenko. Der Arzt zögert einen Moment, ehe er sich anschickt, vor seinem Patienten in die Hocke zu gehen. Im Zimmer ist es so still, dass man das Knacken seiner altersschwachen Kniegelenke hören kann.

»Der Doktor wird Ihnen jetzt den Puls fühlen«, erklärt sie dem Deutschen, während Kutjenko schon die Hand ausstreckt.

Als die Fingerspitzen des Arztes seinen Hals berühren, reagiert der Mann. Blitzartig springt er auf und stößt Kutjenko so heftig von sich, dass dieser das Gleichgewicht verliert und hart auf dem Zementboden aufschlägt.

»Der Doktor ist hier, um Ihnen zu helfen!«, fährt sie den wild gewordenen Mann an, bevor sie sich eines Besseren besinnen kann. Der Tadel in ihrer Stimme ist überdeutlich. Sie spricht wie eine Lehrerin, die einen Schüler zurechtweist.

Der Deutsche hört auf zu zittern.

Die Ukrainer halten den Atem an.

Plötzlich geht alles so schnell, dass sie nicht einmal Zeit hat, sich zu fürchten.

Der deutsche Offizier packt sie am Arm und zieht sie zu sich heran. »Ich bin ein Mörder«, flüstert er, das Gesicht so nahe an ihrem, dass sie den billigen Wodka in seinem Atem riechen kann. »Mir kann keiner mehr helfen.«

Sie starrt auf die Hand, die ihren Arm umklammert hält. Es ist eine schöne Hand. Die Finger sind lang und schmal und dennoch kräftig – wie die ihres Großvaters.

Eine Musikerhand, denkt sie.

»Ich bin ein Mörder«, wiederholt der Deutsche.

Sie hört die Verzweiflung, die in seinem Ton mitschwingt, und für ein paar quälend lange Sekunden hat sie Mitleid mit ihm. Dann fällt die Hand von ihr ab, der Alkoholgeruch verschwindet aus ihrer Nase, ebenso der Uringestank.

Der Soldat taumelt in den Raum hinein, bleibt stehen, sucht mit den Händen nach etwas, woran er sich festhalten könnte. Die Ukrainer eilen herbei, um ihn zu stützen, doch er weist sie zurück. Sie kann förmlich sehen, wie er seine ganze Willenskraft aufbietet, um ihnen zu demonstrieren, dass er keiner Hilfe bedarf. Langsam richtet er seinen hageren Körper zur vollen Größe auf – er ist größer als sie, was bei weitem nicht alle Männer von sich behaupten können – und nimmt Kurs auf die Tür.

Sie wähnt ihn schon über der Schwelle, als er erneut innehält und sich noch einmal umdreht. Er steht nach wie vor ziemlich wackelig auf den Beinen, aber der Blick, mit dem er sie anschaut, ist klar. »Kommen Sie«, sagt er mit fester Stimme.

Sie ist sich nicht sicher, ob es eine Frage ist oder ein Befehl. Unentschlossen sieht sie sich um. Die beiden Bewacher halten die Häupter gesenkt. Von ihnen wäre keine Hilfe zu erwarten. Ebenso wenig wie von Doktor Kutjenko. Der Arzt hat die Stelle des Patienten eingenommen. Er kauert in der Ecke, den Rücken gegen die Wand gelehnt, am ganzen Körper bebend. Im fahlen Licht der Glühbirne wirkt seine runzlige Haut wie zerknittertes Pergament, sein gelblichweißer Haarschopf wie der Flaum eines Neugeborenen.

Plötzlich ist ihr kalt, von innen wie von außen. Sie bereut es, ohne Mantel aus dem Haus gegangen zu sein. Die

Temperaturen können sehr tief fallen in Jagotin, obgleich nicht so tief wie in Leningrad oder wie in Moskau, wo die Armen in ihren unbeheizten Kammern zu Tausenden erfrieren, wenn Väterchen Frost Einzug hält.

Der sowjetische Winter ist grausam.

Die einen beten, dass er die Deutschen stoppen wird. Die anderen hoffen, dass sie ihm gewachsen sein werden.

Sie weiß nicht, was sie hoffen, wofür sie beten soll.

»Kommen Sie«, wiederholt der Offizier an der Tür.

Es ist keine Frage. Das weiß sie so gut wie alle anderen im Raum.

Man muss kein Deutsch können, um einen deutschen Befehl zu erkennen.

Der alte Doktor rappelt sich auf und hebt die zitternde Rechte, wie wenn er sie segnen wollte. »Gott schütze dich, mein Kind«, sagt er auf Russisch, bevor er wieder in sich zusammensinkt.

Sie nimmt den Segen wortlos an und folgt dem Deutschen hinaus in die Dunkelheit.

Teil I: Luise (1943)

1. Kapitel

Freitag, 12. März 1943

»Fräulein Littke, wenn Sie mir ein paar Minuten Ihrer kostbaren Zeit schenken könnten ...«

Engelbert Schleifer, seines Zeichens Hauptschriftleiter des STUTTGARTER VOLKSBLATTES, hörte sich so verzweifelt an, dass seine Sekretärin, Fräulein Haller, zu tippen aufhörte und einen alarmierten Blick in Richtung Chefbüro warf.

Luise Littke, der die Aufforderung galt, lächelte ihr beruhigend zu, ehe sie von ihrem Platz im hinteren Teil der Redaktionsstube aufstand, um sich zu dem verglasten Kabäuschen zu begeben, das dem Chef als Büro diente. Das Kabäuschen war mitten in die Redaktionsstube hineingepflanzt worden, sodass der Hauptschriftleiter seine Untergebenen stets im Blick hatte. Die Tür stand fast immer offen, damit er ihre Gespräche mithören konnte.

Schleifer lenkte die Redaktion des STUTTGARTER VOLKSBLATTES streng nach dem Motto »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser«, welches er - wie er gern betonte - für den Leitspruch schlechthin des deutschen Führerstaates hielt. Der Erfolg gab ihm recht. Das VOLKSBLATT, unter seinem Vorgänger nur eine von vielen Tageszeitungen Stuttgarts, hatte sich unter seiner Führung zu einer der wichtigsten Pressestimmen der Landeshauptstadt entwickelt, und Engelbert Schleifer, der vor seiner Amtseinsetzung bloß einer von vielen unbekanntenen Journalisten im Schwabenland gewesen war, galt inzwischen als einer der führenden Redaktionsleiter Württembergs. Sein Aufstieg hatte ihn in der Überzeugung bestärkt, dass auf das Mitdenken der Angestellten selbst in sogenannten geistigen Berufen problemlos verzichtet werden konnte und Appelle an den Gefolgschaftsgeist auch in einer

Zeitungsredaktion das beste Mittel waren, die Belegschaft zu Höchstleistungen anzutreiben.

Wem das nicht genügte, dem half er mit mehr oder weniger subtilen Drohungen nach.

»Wenn ich um etwas Beeilung bitten dürfte, Fräulein Littke. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

Der Tonfall des Hauptschriftleiters ging mitten im Satz von verzweifelt in verärgert über, was Fräulein Haller veranlasste, sich schnell wieder über ihre Schreibmaschine zu beugen und mit tippen fortzufahren.

Luise warf ihr im Vorbeigehen einen mitfühlenden Blick zu, obwohl ihr schleierhaft war, weshalb die Sekretärin sich selbst nach zehn Jahren noch immer von jeder Laune ihres Chefs ins Bockshorn jagen ließ, dann betrat sie den Glasverschlag und meldete gehorsam: »Hier bin ich, Herr Hauptschriftleiter.«

Schleifer stand auf die Tischplatte gestützt und starrte auf das Telefon, dessen Hörer er eben noch in der Hand gehalten hatte. Man hatte ihn in der ganzen Redaktionsstube telefonieren gehört. Seinem unterwürfigen Ton nach zu urteilen, hatte am anderen Ende jemand vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda gesessen, welches auch für das Pressewesen zuständig war. »Ich verstehe, Herr Referent ... Sehr einleuchtend ... Aber gewiss doch, Herr Referent ... Ganz meine Meinung ...« In diesem Stil war es eine geschlagene Viertelstunde gegangen, bis der Hauptschriftleiter den Hörer aufgelegt und nach Luise verlangt hatte.

Nun sah er vom Telefonapparat auf, fixierte die junge Frau mit zusammengekniffenen Augen – er war kurzsichtig, aber für eine Brille zu eitel – und wies auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch.

»Setzen Sie sich.«

Luise tat, wie geheißen.

Schleifer nahm im Sessel hinter dem Tisch Platz, strich sich die lächerliche Stirnlocke aus dem Gesicht, die ihm beständig in die Augen fiel, und erklärte sichtlich aufgewühlt: »Das war die Deutsche Presseabteilung, im Auftrag des Herrn Reichsministers höchstpersönlich. – In Berlin überlegt man allen Ernstes, das Erscheinen meiner Zeitung bis auf weiteres einzustellen. Als Beitrag zum totalen Krieg.«

Der Hauptschriftleiter sah so erschüttert aus, dass er Luise beinahe leidtat. Schleifer war ein schlechter Vorgesetzter und ein noch schlechterer Journalist. Ihr Bruder Leonhard hatte einmal treffend bemerkt, die Artikel ihres Chefs klangen allesamt, als hätte er sie aus *Mein Kampf* abgeschrieben. Mangelnden Einsatz für *seine* Zeitung – die in Wahrheit einer dubiosen Verlagsgesellschaft gehörte, die sie nach der Machtübernahme der katholischen Gründerfamilie abgekauft hatte – konnte man ihm jedoch nicht vorwerfen und mangelnde Einhaltung der Parteilinie auch nicht. Dass ausgerechnet das STUTTGARTER VOLKSBLATT vom Propagandaministerium auf die Abschussliste gesetzt wurde, musste ihn ins Mark getroffen haben.

Aber gebrüllt hat er trotzdem, dachte Luise, während sie mit einer Mischung aus Mitleid und Schadenfreude verfolgte, wie der Hauptschriftleiter um Fassung rang.

Schleifer hatte zu den mehr als zehntausend Auserwählten gezählt, die im Publikum sitzen durften, als Joseph Goebbels, der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, vor drei Wochen im Berliner Sportpalast zum deutschen Volk sprach. Luise hatte die Rede am Radio mitverfolgt und sich dabei vorgestellt, wie ihr Chef, die braune Uniform auf Kante gebügelt, das goldene Parteiabzeichen am Revers, in den Jubel einstimmte, der durch den Saal gebrandet war, als Goebbels seine Zuhörer fragte: »Wollt ihr den totalen Krieg?!« – Luise hätte es ja um ein Haar selbst getan, so mitreißend hatte der Minister

gesprachen. Zum Glück war just in dem Moment, in dem sie ihre Zustimmung ins Wohnzimmer hinausschreien wollte, die Vermieterin hereingekommen mit der Bitte, ihr einen Korb Brennholz aus dem Keller zu holen, damit sie den Ofen einfeuern konnte. Nachdem sie den Auftrag ausgeführt hatte, war die Rundfunkübertragung zu Ende gewesen und Luises Lust auf den totalen Krieg verflogen.

»*Meine* Zeitung einstellen ...«

Schleifer schüttelte so entschieden den Kopf, dass ihm die Stirnlocke erneut in die Augen fiel. Nachdem er sie mit ein wenig Spucke an der Schläfe festgeklebt hatte, fuhr er in zunehmend offensiverem Tonfall fort: »In Berlin denkt man, wenn der Volksgenosse lesen will, soll er sich den VÖLKISCHEN BEOBACHTER kaufen. Was brauchen wir all diese Lokalblätter? – Aber ich sag' Ihnen was, Fräulein Littke: Das lassen wir nicht mit uns machen. *Wir* nicht! Wir werden denen da oben zeigen, dass man eine Redaktion wie die unsrige nicht ungesühnt schließen kann. – *Sie* werden es ihnen zeigen, Luise.«

Es war das erste Mal in bald sechs Jahren, dass der Chef sie mit Vornamen ansprach. Der Umstand verunsicherte Luise dermaßen, dass sie zu schwitzen anfing, obwohl es in der unbeheizten Redaktionsstube ziemlich kalt war und sie nur einen ärmellosen Pullover über ihrer dünnen Baumwollbluse trug.

Während sie fieberhaft überlegte, ob die Anrede wohl eher ein gutes oder ein schlechtes Zeichen sei, lehnte Schleifer sich vor und griff nach der Pfeife, die er beim Telefonieren in den Aschenbecher gelegt hatte. Nachdem er sie erneut angezündet und einige Male hingebungsvoll an dem zerkauten Mundstück gesogen hatte, bemerkte er: »Wie mir zu Ohren kam, haben Sie sich unlängst bei Fräulein Haller darüber beschwert, dass ich Sie bloß über Kinkerlitzchen schreiben lassen würde, anstatt Ihnen richtige Reportage-Aufträge zu erteilen. – Sie leben offenbar im Glauben, zu Höherem berufen zu sein.«

Luise überließ es heiß. Sie konnte sich nicht erinnern, das Wort »Kinkerlitzchen« benutzt zu haben, aber der Rest stimmte. Sie hatte sich bei Fräulein Haller Luft gemacht, und das nicht ohne Grund. Seit ihrer Schriftleiterprüfung, die sie zur vollgültigen Journalistin erhoben hatte, also seit fast vier Jahren, wartete sie auf Aufträge, die ihrer Ausbildung angemessen waren. Stattdessen behandelte Schleifer sie weiterhin wie die unbedarfte Volontärin, die ihm von Leonhard seinerzeit aufgeschwatzt worden war. Das fand Luise ungerecht, und Ungerechtigkeit ertrug sie nicht.

Sie wollte gerade den Mund aufmachen, um sich zu rechtfertigen, als sie den Hauptschriftleiter durchaus freundlich sagen hörte: »Nun, ich glaube, ich hätte da etwas für Sie, das man ohne Weiteres als ›richtigen‹ Reportage-Auftrag bezeichnen könnte.«

Schleifer griff in die oberste Schublade seines Schreibtisches, zog eine prall gefüllte Kartonmappe hervor, die von zwei dicken schwarzen Gummibändern zusammengehalten wurde, und platzierte sie vor sich auf dem Tisch. Die kurzsichtigen Augen wieder auf Luise gerichtet, fragte er: »Sagt Ihnen der Name Fritz Freundlich etwas?«

Luise, in Gedanken noch halb bei ihrer Verteidigungsrede, versuchte sich zu erinnern, ob sie den Namen schon irgendwo gehört hatte. Vorsichtig schüttelte sie den Kopf.

Schleifer machte ein enttäushtes Gesicht. »Der Mann war ein Held der Bewegung, jeder Hitlerjunge kennt ihn«, sagte er, indem er mit dem Zeigefinger fast zärtlich über den Namenszug fuhr, der in großen Lettern auf dem Mappendeckel prangte. »Ihr Bruder hätte mit Sicherheit gewusst, wer er war.«

Der Hauptschriftleiter seufzte.

»Aber von einer Frau kann man wohl nicht dasselbe Wissen über die Parteigeschichte erwarten wie von einem

Mann.«

Er löste die Gummibänder, drehte die Mappe um hundertachtzig Grad und schob sie Luise hin.

»Bitte, schauen Sie rein.«

Luise rückte mit dem Stuhl näher heran und schlug die Mappe auf. Sie enthielt ein Sammelsurium von Fotografien, Zeitungsartikeln und Broschüren. Ihre Augen fielen auf ein schon leicht vergilbtes Foto, das aus dem ungeordneten Stapel hervorlugte. Es zeigte einen jungen Mann in SA-Uniform, der eine Standarte in der Hand hielt und geradewegs in die Kamera blickte.

»Fritz Freundlich, SA-Sturmführer aus Jederstadt, Niederschlesien«, kommentierte Schleifer, als Luise das Bild aus der Mappe nahm, um es besser betrachten zu können. »Im Sommer zweiunddreißig von zwei Bolschewistenschweinen erschlagen und aus diesem Grund in die Ehrenliste der gefallenen Kämpfer der NSDAP aufgenommen. – Wie der Kreisleiter von Jederstadt mir in Berlin erzählte, will die Stadt dem Helden ein Denkmal errichten. Der Führer soll von den Entwürfen so angetan gewesen sein, dass er eine ansehnliche Summe aus seiner Privatschatulle für den Bau spendieren will.«

Während der Hauptschriftleiter ein Loblied auf den Führer anstimmte, der noch in Deutschlands dunkelster Stunde bestrebt war, die Widerstandskraft des deutschen Volkes mit Hilfe der deutschen Kunst zu festigen, versuchte Luise sich vorzustellen, wie der Bursche auf dem Foto sich in Bronze gegossen oder in Stein gemeißelt machen würde.

Es fiel ihr nicht schwer.

Mit seinen blonden Haaren und dem kräftigen Kinn, den breiten Schultern und schmalen Hüften stellte Fritz Freundlich quasi das Idealbild des arischen Recken dar, für den so viele Mädchen in Deutschland schwärmten. Er hätte wunderbar auf eines der Wahlplakate gepasst, mit denen die Nationalsozialisten einst um Stimmen geworben hatten, oder in einen der Wochenschau-Berichte, mit denen sie ihre

Erfolge als Regierungspartei feierten. Kein Zweifel, dass er auch auf einem ihrer Denkmalsockel eine ausgezeichnete Figur abgeben würde.

Luise legte die Fotografie in die Mappe zurück und linste zu Schleifer hinüber. Der Hauptschriftleiter hatte seinen Hitler-Monolog beendet und blies nachdenklich einen Rauchkringel nach dem anderen in die ohnedies schon rauchgeschwängerte Luft. Als er Luisens Blick bemerkte, nahm er die Pfeife aus dem Mund und verzog die Lippen zu einem gönnerhaften Lächeln.

»Jetzt mal so ganz unter uns, Luise«, begann er in einem Tonfall, der sich fast schon kameradschaftlich anhörte. »Sie wissen so gut wie ich, dass es mit der Moral der Deutschen gegenwärtig nicht zum Besten steht. Stalingrad hat uns ja nicht gerade die Meldungen beschert, die wir uns erhofft hatten, auch wenn man das in Berlin gerne anders darstellt. – Aber der Volksgenosse ist nicht dumm. Der merkt, wenn etwas faul ist. Wenn Sie mich fragen, hat man im Propagandaministerium gute Nachrichten dringend nötig. Nachrichten, die dem deutschen Volk den Glauben an den Endsieg zurückgeben. Da kommt dieser Denkmalbau in Niederschlesien doch wie gerufen, oder was meinen Sie?«

Schleifer blickte sie erwartungsvoll an, aber Luise, die es nicht gewohnt war, dass der Chef sie nach ihrer Meinung fragte, blieb stumm.

Der Hauptschriftleiter seufzte erneut. »Ich sage Ihnen, was *ich* denke: Diese Geschichte ist unsere Chance. Damit werden wir dem Feind zeigen, dass wir uns nicht unterkriegen lassen. Und dem Propagandaministerium werden wir beweisen, dass unsere Zeitung für den totalen Krieg unverzichtbar ist.«

Er deutete mit dem Zeigefinger auf den Berg alter VOLKSBLATT-Ausgaben, der neben seinem Schreibtisch in die Höhe ragte, und fügte trotzig hinzu: »Mag sein, dass das Papier in Deutschland bald nicht mehr für alle Blätter

reicht. Das STUTTGARTER VOLKSBLATT wird erscheinen, bis der letzte Druckbogen aufgebraucht ist. – Das garantier' ich Ihnen!«

Mit diesen Worten erhob sich Schleifer vom Stuhl. Er bedachte Luise mit einem weiteren Lächeln, doch als er zu reden fortfuhr, war alle Vertraulichkeit aus seiner Stimme gewichen.

»Grundsteinlegung für das Bauwerk ist am Heldengedenktag, also übermorgen Sonntag in einer Woche. Ich kann Sie heute noch bei Kreisleiter Exler anmelden.«

Er nickte zum Telefon hin.

»Fräulein Haller besorgt Ihnen eine Fahrkarte für den 7-Uhr-Zug morgen früh nach Berlin. Dann sollten Sie spätestens Montagnachmittag in Schlesien sein. – Sie hätten, sagen wir mal: zwei Wochen Zeit, mir eine Reportage zu liefern, die dem Herrn Reichsminister das Wasser in die Augen treibt. Trauen Sie sich das zu?«

Diesmal blieb Luise ihm die Antwort nicht schuldig. »Und ob!«, rief sie so laut, dass die Kollegen in der Redaktionsstube die Köpfe nach ihr drehten und Fräulein Haller vor der Kabäuschen-Tür erschrocken zusammenzuckte. »Ich werde Ihnen die beste Reportage liefern, die Sie je gelesen haben. Doktor Goebbels wird begeistert sein!«

Luise sprang auf. Eilig raffte sie die Dokumente zusammen, die vor ihr auf dem Tisch verstreut lagen, und klemmte sich die Mappe unter den Arm.

Sie wollte sich schon zum Gehen wenden, als der Chef sie mit den Worten »Da wär' noch was, Fräulein Littke« zurückhielt.

Nichts Gutes ahnend, drehte Luise sich um.

Der Hauptschriftleiter taxierte sie ein paar Sekunden, dann lehnte er sich über seinen Schreibtisch vor und sagte so leise, dass nur sie ihn verstehen konnte: »Wenn Sie das nächste Mal unzufrieden sind, denken Sie daran, dass ich

Sie nur Ihrem Bruder zuliebe in die Redaktion geholt habe. Ich billige Ihnen zwar durchaus ein gewisses Schreibtalent zu, aber Ihr Mundwerk ist mir entschieden zu lose. Sollte ich noch einmal vernehmen, dass Sie sich hinter meinem Rücken über mich beschwerten, können Sie Ihren Traum von der großen Reporter-Karriere vergessen. – Haben wir uns verstanden?«

Luise nickte so heftig, dass ihre dunkelblonden Locken nach allen Seiten flogen.

»Gut«, konstatierte Schleifer. Er versicherte sich, dass die widerspenstige Strähne noch immer an seiner Schläfe klebte, bevor er mit dem Pfeifenstiel auf die Tür wies und ergänzte: »Und jetzt gehen Sie nach Hause und packen Ihre Sachen. Ich will Sie hier erst wiedersehen, wenn Sie Ihren Text beisammen haben. Ist das klar?«

»Sonnenklar«, echote Luise, bevor sie rechtsumkehrt machte und das Kabäuschen so schnell verließ, wie sie es mit ihren zitternden Knien vermochte.

Als sie eine halbe Stunde später in Stuttgart-Süd aus der Straßenbahn stieg, fiel ein leichter Nieselregen. Luise, im Kopf schon bei ihrer bevorstehenden Reise nach Schlesien, spannte den Regenschirm auf, den sie am Morgen eher zufällig mitgenommen hatte, schob die Kartonmappe unter den Mantel und nahm das letzte Stück ihres Heimwegs unter die Füße. Sie ging schnell. Geschickt wich sie den angekohlten Schutthaufen aus, die der Bombenangriff der vergangenen Nacht in den Straßen hinterlassen hatte. Es war der schlimmste gewesen, den Stuttgart bis anhin hatte erleben müssen. Luise war es vorgekommen, als sei in dieser einen Nacht alles zum Abwurf gebracht worden, was die Bombenarsenale der Alliierten hergegeben hatten.

Dabei wusste sie nur allzu gut, dass dies eine Täuschung war.

Seit die Vereinigten Staaten vor etwas mehr als einem Jahr in den Krieg eingetreten waren, wuchs in Luise die

Ahnung, dass das Deutsche Reich ihn verlieren würde. Sie hatte keinen Schimmer, wie viele Bomben, Flugzeuge oder Panzer die deutsche Rüstungsindustrie an einem Tag, in einer Woche oder in einem Monat herstellen konnte, doch sie war ziemlich sicher, dass die Amerikaner mit ihren Fließbändern ein Vielfaches davon schafften. Wenn es den Deutschen nicht bald gelang, den Rückstand aufzuholen, würden sie früher oder später vor der amerikanischen Übermacht kapitulieren müssen. Man brauchte kein Genie zu sein, um diese Wahrheit zu erkennen. Luise jedenfalls hatte es genügt, einen Sonntagnachmittag lang in dem Bildband über die Fabriken des Henry Ford zu schmökern, auf den sie in Leonhards Büchersammlung gestoßen war.

Sie ließ die Hauptstraße hinter sich und bog in die Seitenstraße ein, in der sich ihr Zuhause befand. Es war ein zweistöckiges Gebäude aus den frühen Zwanzigerjahren. Das untere Stockwerk wurde von zwei übers Eck angelegten Panoramafenstern dominiert, durch die Licht ins Wohnzimmer flutete. Die Fensterecke – Luise hatte sie »das Aquarium« getauft, weil sie sich hinter den mannshohen Scheiben immer wie ein Fisch im Zoo vorkam – verlieh dem Haus einen Hauch Grandezza; davon abgesehen, war es so bieder wie alle anderen Häuser in der Nachbarschaft. Nur der Garten hatte etwas Besonderes. Ursprünglich dazu angelegt, einer kinderreichen Familie schöne Stunden im Freien zu ermöglichen, diente er mittlerweile in erster Linie dazu, den Speisezettel der beiden Hausbewohnerinnen zu bereichern. Drei Viertel des Rasens waren seit Kriegsausbruch Gemüsebeeten gewichen, und anstelle der Blumenrabatten hatten Luise und Frau Trost vor kurzem einen kleinen Kartoffelacker angepflanzt, damit sie im Herbst einen Vorrat der kostbaren Knolle anlegen konnten. Zwar bekam man beim Gemüsehändler – die entsprechenden Lebensmittelkarten und viel Geduld vorausgesetzt – nach wie vor genügend Kartoffeln, aber die Erinnerungen an die Hungerwinter des

vergangenen Krieges saß Frau Trost noch tief in den Knochen.

Sobald Luise das Haus betrat, streckte die Vermieterin den Kopf aus der Wohnzimmertür und fragte erstaunt: »Luise, Kind, so früh schon?«

Frau Trost hatte die wunderliche Angewohnheit, Luises Namen bei so gut wie jeder Erwähnung ein ominöses »Kind« beizufügen, von dem Luise bis heute nicht wusste, was sie davon halten sollte. Als sie im Frühling 1937 mit knapp zwanzig Jahren in das Haus mit den Panoramafenstern eingezogen war, mochte sie tatsächlich noch ein wenig kindlich gewirkt haben, vor allem im Vergleich zu ihrem fünf Jahre älteren Bruder Leonhard, der seit Herbst 1933 dort wohnte. Inzwischen aber war sie unzweifelhaft erwachsen, und dennoch schien Frau Trost außerstande, auf das »Kind« zu verzichten.

Luise nahm es stillschweigend hin. Manchmal versuchte sie sich vorzustellen, es wäre ihre Mutter Leonore, die sie mit »Luise, Kind« ansprach. Doch das wollte ihr nie gelingen. Die wenigen Erinnerungen, die sie an ihre Mutter hatte, waren mit den Jahren so verblasst, dass sie sich weder deren Gesicht noch deren Stimme richtig zu vergegenwärtigen vermochte.

Leonore Littke war gestorben, als Luise noch keine fünf Jahre alt gewesen war. Nach ihrem Tod hatte sich bleierne Stille über das große Pfarrhaus in der Unterländer Gemeinde gelegt, in der Luises Vater als evangelischer Pastor wirkte. Gustav Littke, schon von Natur aus ein eher introvertierter Mensch, hatte sich nach dem Verlust seiner Frau gänzlich in sich zurückgezogen und den Mund fast nur noch geöffnet, um seine Predigten zu halten oder um zu beten. So war es seinem ältesten Sohn, dem zehnjährigen Leonhard, zugefallen, sich um die kleine Luise und den Säugling Georg zu kümmern. Leonhard hatte die schwere Bürde ohne Murren geschultert, wofür Luise ihm ewig dankbar sein würde. Es war Leonhard gewesen,

der dafür gesorgt hatte, dass sie ihre Hausaufgaben machte und stets nur die besten Zensuren mit nach Hause brachte. Er war es, der den Vater davon überzeugte, dass Luise aufs Gymnasium in Heilbronn gehörte und nicht auf eine Hauswirtschaftsschule, wie es für Mädchen eigentlich üblich war.

Und natürlich war es auch Leonhard gewesen, der Luise in ihrem Wunsch bestärkt hatte, sich ihr Leben mit Schreiben zu verdienen.

Unter den gegebenen Umständen war ihr Bruder der beste Vater gewesen, den Luise sich hätte wünschen können. Nichtsdestotrotz hatte die schmerzliche Frage sie nie ganz losgelassen, die Frage, wie es wohl wäre, eine Mutter zu haben, die liebevoll »Kind« zu ihr sagte.

»Brrr ...«, machte Luise, als sie den Regenschirm in den Schirmständer stellte. Während sie sich aus ihrem klammen Mantel schälte, musterte die Vermieterin sie über den Rand ihrer Brille hinweg.

Anneliese Trost war eine kleine, zierliche Frau Ende fünfzig, die ihr graumeliertes Haar stets zu einem Knoten gebunden trug. Die meiste Zeit lag ein leicht zerstreuter, manchmal sogar abwesender Zug auf ihrem Gesicht, aber ihren wachen, braunen Augen entging wenig.

»Sie sind doch nicht etwa krank?«, fragte sie nun besorgt.

Luise verneinte.

»Der Hauptschriftleiter hat mich heimgeschickt. Zum Packen. Ich fahre morgen früh nach Schlesien.«

»Nach Schlesien?«

Frau Trost runzelte die Stirn. Eine graubraune Strähne, die sich aus ihrem Haarknoten gelöst hatte, kringelte sich wie ein Fragezeichen über ihrem linken Auge.

»Was wollen Sie denn in Schlesien?«

Da hielt Luise die Kartonmappe hoch und verkündete nicht ohne Stolz: »Meine erste richtige Reportage schreiben.«

Frau Trost rückte die Brille auf ihrer Nase zurecht. »Und was Sie bisher geschrieben haben, war das etwa nichts Richtiges?«

»Doch«, erwiderte Luise, »aber nichts so ... Großes.«

Noch während sie den Satz aussprach, kamen ihr die ersten Zweifel. Mit einem Mal fragte sie sich, ob dieser Denkmalsbau tatsächlich eine so berichtenswerte Sache war, wie der Hauptschriftleiter meinte. Was, wenn sie sich damit nur fürchterlich blamierte und am Ende gar schuld daran war, dass das VOLKSBLATT eingestellt wurde?

Wie um ihre Bedenken zu übertönen, beugte sie sich vor und raunte der Vermieterin in verschwörerischem Tonfall zu: »Genauer darf ich Ihnen leider nicht verraten. Die Angelegenheit ist streng vertraulich. Aber ich bin sicher, dass die Geschichte Ihnen gefallen wird.«

Beim letzten Satz verschwand die Skepsis aus Frau Trosts Gesicht. »Mir gefällt ja alles, was Sie schreiben«, erwiderte sie mit einem Lächeln, das sie für einen Augenblick ganz gegenwärtig wirken ließ.

Das Lächeln stimmte Luise mit einem Schlag optimistisch. Bis zu diesem Augenblick war sie sich nie sicher gewesen, ob Frau Trost ihre Texte gefielen, ja, ob sie sie überhaupt las. Leonhards Fotoreportagen lagen stets für alle sichtbar auf dem Wohnzimmertisch der Vermieterin ausgebreitet und wurden vor aller Ohren ausgiebig kommentiert. Aber Leonhard hatte ja auch von so bedeutenden Anlässen wie der Internationalen Automobil-ausstellung in Berlin oder den Parteitag in Nürnberg berichtet. Dagegen waren die Inhalte von Luisen Artikeln größtenteils sterbenslangweilig: ein Kuchenverkauf des BDM hier, ein Eintopf-Wettbewerb der NS-Frauenschaft da, alles zu wohltätigen Zwecken und alles Kleinkram - Kinkerlitzchen halt. Einzig die Filmbesprechungen, die Schleifer sie gelegentlich verfassen ließ, hielt Luise für interessant genug, sie anderen Leuten zur Lektüre zu empfehlen. Und natürlich die Kolumne, die ihr vom

Hauptschriftleiter vor wenigen Wochen endlich zugestanden worden war. Luise hatte ihr den Titel *Aus dem Tagebuch einer jungen Deutschen* gegeben – was Schleifer ungefragt in *Gedanken eines deutschen Mädchens im Kriege* abgeändert hatte – und feilte nun einmal wöchentlich an dieser einen Spalte, als gelte es, sich um den Schwäbischen Dichterpreis zu bewerben.

Als hätte Frau Trost Gedanken lesen können, bemerkte sie prompt: »Ihre Kolumne gefällt mir besonders gut. Schade, dass sie nicht öfter erscheint. Wenn es nach mir ginge, könnten Sie für jede Ausgabe eine schreiben.«

Sie blinzelte Luise über den Brillenrand hinweg an und fügte dann wie zu sich selbst hinzu: »Und jetzt also eine richtige Reportage aus Schlesien. Na, da habe ich aber etwas, worauf ich mich freuen kann.«

Mit dieser Bemerkung wandte Frau Trost sich wieder dem Wohnzimmer zu, wo, wie Luise vermutete, ein Berg löchriger Wäsche auf sie wartete.

Anneliese Trost war Witwe. Ihr Mann, ein begabter Ingenieur, der bis zu seiner Einberufung in den Ersten Weltkrieg bei Daimler gearbeitet hatte, war Mitte der Zwanzigerjahre an den Spätfolgen einer Senfgasvergiftung gestorben. Er hinterließ seiner Frau zwar das Haus und zahlreiche futuristisch anmutende Automobilbaupläne, aber kaum Erspartes, weshalb Frau Trost schon bald nach seinem Tod dazu übergegangen war, junge Männer zur Untermiete aufzunehmen. Der Zweite Weltkrieg hatte sie ein weiteres Mal gezwungen, sich neue Einkommensquellen zu erschließen. Während ihre Untermieter einer nach dem anderen zur Wehrmacht eingezogen worden waren, hatte sie begonnen, Flickarbeiten für bessergestellte Nachbarn auszuführen. Zusammen mit Luisens Miete reichten die Einkünfte aus diesem kleinen Gewerbe gerade aus, um das Haus nicht verkaufen zu müssen, für mehr aber auch nicht. Trotzdem hörte Luise die Vermieterin nie klagen. »Ich brauche nicht

viel zum Leben«, pflegte sie zu sagen, wann immer das Gespräch auf ihre finanzielle Lage kam, »und außer mir ist ja keiner mehr da, für den ich aufkommen müsste.«

Letzteres bezog sich nicht nur auf den Mann, sondern auch auf ihr einziges Kind, einen hübschen, dunkelhaarigen Sohn, der auf allen Fotos, die Luise von ihm kannte, strahlend in die Kamera lächelte. Frau Trost musste ihn kurz vor Luisens Einzug in ärztliche Obhut geben, weil der damals Siebzehnjährige versucht hatte, sie in einem Anfall von geistiger Umnachtung mit dem Küchenmesser zu erstechen. In den ersten drei Jahren, in denen Luise bei ihr gewohnt hatte, war die Vermieterin jeden Sonntag ins nahe gelegene Stetten gefahren, um ihren »Buben« in der Heilanstalt zu besuchen. Nach dem Frankreich-Feldzug im Sommer 1940 war er von einem Tag auf den anderen in eine Pflegeeinrichtung in Hessen verlegt worden, in der keine Verwandtenbesuche gestattet waren. Ein Jahr später hatte man Frau Trost brieflich mitgeteilt, dass ihr Sohn plötzlich und unerwartet an einer eitrigen Mandelentzündung verstorben sei, was sie aufgrund seiner schweren geistigen Erkrankung als Erlösung auffassen müsse. »Glauben Sie mir, ich hätte ihn bei mir behalten, wenn es nur irgendwie möglich gewesen wäre«, hatte die Vermieterin gesagt, als sie Luise das Schreiben in die Hand drückte und nach einer kurzen Pause hinzufügte: »Luise, Kind, jetzt sind Sie der einzige Mensch in meinem Leben, für den ich noch da sein muss.«

Nachdem die Vermieterin im Wohnzimmer verschwunden war, zog Luise ihre durchweichten Halbschuhe aus, streifte die feuchten Strümpfe ab und stieg barfuß die Treppe ins Obergeschoss hinauf. Sie hatte das Zimmer dort von Leonhard übernommen, als er vor vier Jahren zu seiner Verlobten nach Berlin gezogen war. Es war bedeutend größer und heller als die winzige Kammer im Erdgeschoss, in der Luise zuvor gehaust hatte, und verfügte über einen schönen Blick in den Garten. Die

Möbel - ein Doppelbett und ein zweitüriger Schrank, ein Schreibtisch und ein hohes Regal, in dem noch die Hälfte von Leonhards Büchersammlung stand - waren alt, aber in gutem Zustand. Nur den abgewetzten Teppich, der die Dielen bedeckte, hätte Luise gern ausgewechselt. Er roch, wie wenn schon tausend Käsefüße darübergelaufen wären.

Luise warf die Kartonmappe aufs Bett und öffnete den Schrank. Während sie das Durcheinander in Augenschein nahm, das ihr aus seinen Fächern entgegenstarrte, kehrte ihre Freude auf die bevorstehende Reise zurück. Wenn man ihre sporadischen Besuche beim Vater außer Acht ließ, hatte sie Stuttgart seit über einem Jahr nicht mehr verlassen. An Weihnachten 1941 war sie nach Berlin gereist, um ihren Bruder und dessen Verlobte zu treffen. Seither war sie nie mehr weiter als bis ins Heilbronner Unterland gekommen.

Und jetzt also Schlesien. »Deutschlands Vorposten gegen das Slawentum«, wie der Geschichtslehrer am Gymnasium das Land stets genannt hatte. An die schönen Kupferstiche schlesischer Städte in ihrem Schulbuch konnte Luise sich noch erinnern; von den Schlesischen Kriegen Friedrichs II., die sie im Geschichtsunterricht bis zum Erbrechen durchgenommen hatten, war ihr dagegen rein gar nichts im Gedächtnis geblieben. Sie hatte schon damals nicht verstanden, was man an Kriegen so faszinierend finden konnte, dass man sich stundenlang mit ihnen beschäftigen musste.

Luise bückte sich, um die viel zu teure Reisetasche, die sie sich von ihrem ersten Gehalt als Schriftleiterin gekauft hatte, hinter Leonhards abgelaufenen Wanderschuhen hervorzuziehen. Sie schüttelte die Tasche über dem Papierkorb aus und stopfte wahllos ein paar Kleider hinein, ehe sie ins Bad ging, um ihren Kulturbeutel zu holen. Die Mappe mit den Unterlagen packte sie obendrauf.

Als sie den Reißverschluss zuzog, tauchte Frau Trosts Gesicht vor Luisens geistigem Auge auf, und sie hörte die